**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 10 (1906)

**Artikel:** Schweizerische Literatur [Fortsetzung]
**Autor:** [s.n.]
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-572404

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 21.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Suzanne hatte eine Minute vorher während des Sprechens geklingelt, und ein Diener brachte zwei Lampen, die er auf zwei kleinen Tischen niedersetzte. In dem scharfen Licht, das sich bis in die entferntesten Winkel des Zimmers verbreitete, zeigte sich das junge Mädchen als eine feine, elegante Erscheinung, deren zarter Reiz durch den Kranz goldgelber Haare, der ihr schönes Gesicht einrahmte, noch gehoben wurde. Ihre saphirblauen Augen aber schimmerten in so hellem Glanz und ihre ganze Persönlichkeit trug so sehr den Stempel der Freude und Jugend, daß das „Fräulein", als der Diener kaum hinausgegangen war, erstaunt ausrief:

„Suzanne, mein Herzchen, was ist Ihnen denn?"

Suzanne von Rancelles trat zu ihrer Erzieherin und ergriff ihre Hände.

„Ja, teures Fräulein," wiederholte sie mit leuchtenden Augen, „ich stehe in dem gesegneten Alter, wo man seinen Roman erlebt! ... Der meinige ist ganz einfach; aber ich finde ihn trotzdem entzückend ... Jedenfalls bin ich für die dramatischen Verwicklungen nicht geschaffen ... Sie wissen, daß ich vor kurzer Zeit in die Gesellschaft eingeführt wurde. Sofort fiel mir Herr Jacques von Peyrissac auf, er gefiel mir und erschien mir vornehm und allen überlegen. Ich wagte nicht, es mir zu gestehen; aber trotzdem liebte ich ihn ... Verzeihen Sie, teures Fräulein, daß ich mich Ihnen, die Sie Mutterstelle an mir vertreten haben, nicht anvertraut; doch es war ein teures Geheimnis, und ich glaubte, es für mich behalten zu müssen."

„Ich verstehe," bestätigte das „Fräulein" mit erschütterter Stimme. „Nun, und weiter, Suzanne?"

„Nun, teures Fräulein, Herr Jacques liebt mich ebenfalls; seine Mutter hat es meinem Vater gesagt und um meine Hand angehalten, und da unser Vermögen übereinstimmt, ist diese Heirat von jedem Gesichtspunkt annehmbar, und der gute Vater hat seine Zustimmung gegeben ... In zwei Monaten werde ich also Frau Jacques von Peyrissac heißen; welch ein Traum! Ich bin glücklich, sehr glücklich!"

Sie fiel ihrer Erzieherin um den Hals, und diese umschlang sie mit tiefer Zärtlichkeit.

„Mögen Sie glücklich werden, mein Herzchen!" murmelte sie mit gebrochener Stimme.

Sie sahen sich eine Sekunde mit Tränen in den Augen an. Vielerlei verband sie miteinander, zahllose Erinnerungen, eine grenzenlose Zuneigung vonseiten des Fräulein Lieuran, eine tiefe Liebe seitens der Schülerin, und bei allen beiden die Dankbarkeit für die nebeneinander verlebten fünfzehn Jahre, in denen sie sich wohl kaum einen Tag getrennt hatten.

Das „Fräulein" fand zuerst die Sprache wieder.

„So müssen wir uns also trennen, Suzanne?" sagte sie in einem Ton, der möglichst gleichgiltig klingen sollte.

Das junge Mädchen ergriff in heftiger Aufwallung die Hände ihrer Erzieherin und sagte in aufrichtiger Entrüstung:

„Ich rechne im Gegenteil darauf, daß Sie uns nicht verlassen werden. Das ist schon alles so eingerichtet. Mein teurer Vater fürchtet die Einsamkeit für seine alten Tage, und da meine Brüder, der eine als Seemann, der andere als Diplomat, stets in der Ferne leben, werde ich hier mit meinem Mann wohnen. Sie werden also weiter dieses Haus bewohnen, das Sie als das Ihrige betrachten können, und mir später behilflich sein, meine Kinder zu erziehen."

„Ich bin gerührt, tief gerührt, Suzanne," versetzte Fräulein Lieuran schwach; „doch das ist unmöglich ... Sie wissen, ich habe ein Herzleiden, das vor allen Dingen Ruhe erfordert, und ich fühle ein tiefes Bedürfnis nach dieser Ruhe, deren man sich nur in seiner Häuslichkeit erfreut ... Außerdem würde ich auch in meinem Alter nicht mehr wagen, eine neue Erziehung zu übernehmen."

„Sie sollen nur tun, was Ihnen beliebt," versetzte Suzanne lebhaft; „alle Sorgen, alle Anstrengungen werden Ihnen erspart bleiben. Auch an Pflege wird es Ihnen hier weit weniger fehlen als in der kleinen, fremden Wohnung, wo Sie der Rücksichtslosigkeit einer Magd überlassen sind. Ganz abgesehen davon, daß diese einsame Existenz für Sie, die Sie an die Lebhaftigkeit einer Umgebung gewöhnt sind, furchtbar traurig sein muß ... Nein, nein, ich dulde nicht, daß Sie mich verlassen!"

Das Fräulein machte eine ablehnende Bewegung. Suzannes Gründe hatten sie nicht überzeugt. Sie sehnte sich nach den Freuden der eigenen Häuslichkeit. Ein liebevoller Zwist entspann sich zwischen den beiden, und jede verfocht ihre Sache mit gleicher Hartnäckigkeit. Doch Suzanne mochte noch so viel Argumente finden, sie flehte umsonst; das Fräulein gab nicht nach.

„Nun gewiß," erklärte das junge Mädchen schließlich etwas ärgerlich, „wir haben Pflichten gegen Sie und werden diese Pflichten sicherlich nicht vergessen, wenn Sie auf Ihrer Absicht beharren; doch ich hoffe, Sie werden sich die Sache noch überlegen."

Sie umarmte sie von neuem und flog ihrem jungen Glück zu.

(Schluß folgt).

# Schweizerische Literatur.

Mit fünf Bildnissen.

(Fortsetzung). Nachdruck verboten.

In eigentümlichem Kontrast zu Tavels humorvollen Dialekterzählungen steht das düster gefärbte Versepos einer Zürcherdichterin, „Kleinkindleintag" von Nanny von Escher*), und doch wären diese „Bilder aus der Untergangszeit der alten Eidgenossenschaft" stofflich in direkten Zusammenhang mit Tavels Novellen zu bringen, und auch gedanklich ist eine gewisse Verwandtschaft nicht zu verkennen. Von der liebenswürdigsten menschlichen Seite zeigt uns Tavel seinen Bernerpatrizier, dem auch nach dem Verlust der politischen Bedeutung der Adel menschlicher Vornehmheit bleibt; der Glaube an die Unverlierbarkeit des wahren Adels ist der Grundgedanke des Epos aus Zürichs Vergangenheit, und beide, der Bernerautor wie die Zürcherdichterin, haben aus derselben innigen Vertrautheit mit den Traditionen ihrer Patrizier ihr Werk erschaffen, das bei beiden so reich an feiner Beobachtung und intimer Sachkenntnis ist. Diese paar verwandten Züge aber können uns nur be-

*) Zürich, Schultheß & Co. 1906.

Nanny von Escher (Phot. R. Ganz, Zürich).

**Irma Goeringer** (Phot. Emil Logés, Zürich).

weisen, wie unwichtig im Grunde das rein Stoffliche für das Wesen der Dichtung ist. So grundverschieden sind diese beiden Dichtungen, wie absichtslose Dialekterzählung nur immer von der pathetischen Sprache des fünffüßigen Jambus verschieden sein kann. Dort froher, befreiender Humor und Natürlichkeit, hier düstere Tragik und — im Zusammenhang mit der Versform — wohl auch eine gewisse Geschraubtheit, die uns wünschen läßt, daß die gedankenreiche Dichterin mit ihrer glücklichen Gestaltungskraft und dem feinen Empfinden den interessanten Stoff in einfacher ungebundener Sprache bearbeitet hätte. Warum eigentlich bei der Erzählung sich des großen Vorteils begeben, den die Prosa mit ihrer herrlichen Modulationsfähigkeit, ihrem belebenden Reichtum bietet, und die ohnehin schon farblose Ausdrucksform unpersönlichen Berichtes in das hackende Gleichmaß stimmungsnivellierender Jamben pressen? Doch das scheint vielleicht die ketzerische Ansicht einer dem Epos fremd gewordenen Zeit. Mag sein! Immerhin möchten wir bemerken, daß wir uns den Vers dann gerne gefallen lassen, wenn der Dichter über die Pracht hinreißender Sprache verfügt, welcher der Rhythmus natürlich innewohnt, eine Sprache, wie sie etwa Hugo von Hofmannsthal besitzt; aber Nanny von Escher, die feinfühlende Dichterin formreiner und tiefempfundener Lieder, hat sich hier mehr durch den Rhythmus bedrängen und fesseln lassen, als daß sie ihn bemeistert, und dies beklagen wir an dem in Inhalt und Darstellung so erfreulichen Werk.

In das Gebiet der historischen Erzählung gehören die Dichtungen von Rudolf von Tavel und Nanny von Escher, und zwar der guten historischen Erzählung, die aus dem Zeitgeiste heraus entstanden ist und sich nicht mühsam an berühmte Namen und Ereignisse anklammert. Wir könnten an dieser Stelle auch noch an den unsern Lesern bekannten Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Georg Speck „Der Rheinfall" erinnern. Die Novelle ist auf Weihnachten in Buchform erschienen*), und wenn sie auch an den ersten Teil des „George" nicht heranreicht, unsere Leser kennen die Vorzüge des farbensatten und stark empfundenen Romans genügend, sodaß wir nicht noch besonders darauf hinzuweisen brauchen. Etwas konventionell mag ja die Fabel anmuten, dieser Kampf zwischen „Tugend" und Menschlichkeit im Herzen eines Mönchs; aber Speck hat verstanden, das oft Dargestellte in eigenartiger Weise zu behandeln. Wir erinnern nur daran, mit welcher Feinheit er des Mönches unsicheres Tasten in pantheistischen Ideen dargestellt. Das Suchen nach Wahrheit, das in George zum Leitmotiv wird, gibt schon dem „Rheinfall" die charakteristische Färbung.

Zwei historische Novellen unerfreulicher Mache sind die an hohlem Pathos und naivsten Vorstellungen reichen Erzählungen von Sylvia Andrea „Die Rhätierin" und „Ein Apostel". Wir haben jedoch schon an anderer Stelle dieses Buch genügend charakterisiert und brauchen hier nicht noch einmal darauf zurückzukommen; jedoch möchten wir noch einer andern erfreulichern Bündnererzählung Erwähnung tun. „Das Gold von Parpan" von Arthur Zimmermann*) ist zwar eine stark romanhafte Geschichte, die an den Mängeln einer veralteten Romantechnik leidet; immerhin aber verrät sie ein gewisses Geschick zur Komposition und lebhaften Sinn für Naturschönheit, sodaß wir von dem Schriftsteller, den unsere Leser als sinnigen und liebenswürdigen Poeten kennen und der hier zum ersten Mal mit einem Buche an die Oeffentlichkeit tritt, wohl noch Besseres erwarten dürfen.

* * *

Wenn wir den Begriff „Schweizerische Literatur" im weitern Sinne fassen, müssen wir hier auch derjenigen Schriftsteller gedenken, die, ohne Schweizer von Geburt zu sein, doch unsere Landsleute geworden sind. Nun ist zwar dieser rein äußerliche Zusammenhang, der sich auf den Autor, nicht auf sein Werk bezieht, locker genug; aber wir freuen uns doch, auf eine derartige, wenn auch äußere Zugehörigkeit eines Dichters hinweisen zu können, dessen Werke uns zueigen geworden sind. Dies nun ist bei zwei deutschen unter uns lebenden Schriftstellerinnen der Fall, die besonders den Lesern der „Schweiz" vertraut und heimisch geworden sind, obschon ihre Dichtungen keine Spur von schweizerischer Art an sich haben, Irma Goeringer und Johanna Siebel.

Der Kampf gegen das Althergebrachte, Konventionelle, gegen überlebte Sitten und Sittlichkeitsbegriffe, der Kampf für freie Entfaltung der Persönlichkeit ist ja in den Werken der jungen Generation an der Tagesordnung. Auch unsere beiden Rheinländerinnen tragen ihre Lanze in diesen Kampf und zwar mit der Kraft und Begeisterung derer, die eine heilige Mission in sich fühlen. Diese Mission ist bei beiden in erster Linie Befreiung der Frau. Von der Frau und für die Frau schreiben die beiden Schriftstellerinnen, und das charakterisiert sie von vornherein als Deutsche; denn nirgends wird die Frauenfrage mit mehr Leidenschaftlichkeit und Begeisterung verfochten als in Deutschland, der Nation der dozierenden Männer und kochenden Frauen. Wir wollen jedoch nicht etwa sagen, daß unsere beiden Autorinnen Frauenrechtlerinnen im gewöhnlichen und — dem Himmel sei Dank! — nun schon bald veralteten Sinne seien. Nicht Angleichung an den Mann wünschen sie oder gar jene unsinnige Vertauschung der Rollen, wobei die Frau in der Weise Gouvernante des Mannes würde, wie sonst die Männer Schulmeister der Frauen zu sein pflegen. Nein, was sie fordern, sind Lebensrechte, die Freiheit ungehinderter, naturgemäßer Entwicklung der weiblichen Psyche:

„Ich fordre hellen Frühlingsglanz,
Daß meine Knospen kraftvoll sprießen:
Ein starker, schöner Blütenkranz
Soll Leuchten in die Lüfte gießen!

Ich fordre heißen Sonnenraum,
Nicht dünne Kellerflimmerstreifen:
Will blühen wie ein Mandelbaum
Und will im Sommer Früchte reifen!"

So ruft Johanna Siebel aus, in Worten, die nicht nur heißen Trotz enthalten, sondern in denen auch der Sehnsuchtsschrei unterdrückter, in ihrer innern Entfaltung gehemmter, „zerknitterter" Frauenseelen nachklingt. Und ein feines Empfinden haben die beiden Schriftstellerinnen für das Seelenleben der Frau, jene zartesten, intimsten Regungen, die das äußere Leben so hart brutalisiert, weil die Verhältnisse ver-

*) Zürich, Arnold Bopp 1906.

*) Aarau, H. R. Sauerländer & Co. 1905.

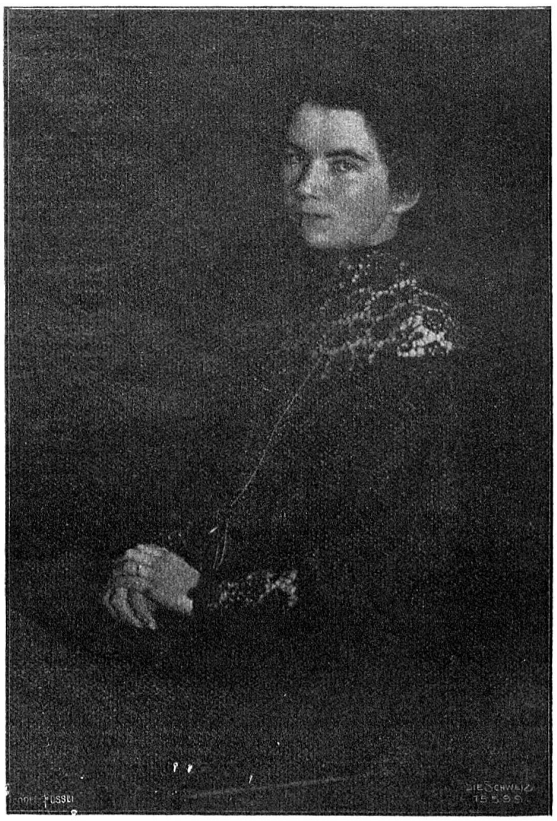
kehrt sind und weil der Mann mit seinen Erziehertendenzen jene feinen Töne so selten zu verstehen oder gar zu würdigen vermag.

Ich fordre hellen Sonnenschein,
Nicht dünne Kellerflimmerstreifen!

Der Frau soll die Möglichkeit gegeben werden, sich frei und kraftvoll zu entfalten, damit nicht in der Kellerluft grämlich staubiger Verhältnisse die edelsten Keime elend zur kleinlichen Hausbackenheit verkümmern. Diese Art der Befreiung ist es, was die beiden proklamieren, Irma Goeringer mit der wundervollen Klarheit eines scharfen, durchdringenden Geistes, Johanna Siebel mit der Leidenschaftlichkeit einer tiefen, schmerzgewohnten und sehnsuchtsreichen Mädchenseele, und ihrem Wesen gemäß wird es vor allem die geistige Befreiung der Frau sein, die Irma Goeringer am Herzen liegt, wie dies im Roman „Kinder der Seele" der Fall ist, während Johanna Siebel in erster Linie für die seelischen Rechte, zumal die Rechte der Liebe eintritt, wie z. B. in „Erik". Daß aber auch Irma Goeringer die Forderungen des Gemütes hochhält, wissen alle, die eine frühere Publikation „Die letzte Strophe" kennen und jene gedankenreiche Erzählung aus dem Schwarzwald „Das Wunder". Das Wunder besteht ja darin, daß die Natur selbst barmherzig eingreift, um eine Frau vor seelischer Vergewaltigung zu schützen. Anderseits wird Johanna Siebel auch gelegentlich in der Bildungsfrage mitreden, wie in der eben in der „Schweiz" erschienenen lebenswahren Skizze „Eine von vielen".

Auf die beiden Bücher von Irma Goeringer, deren Erscheinen uns willkommenen Anlaß gab, von der Autorin zu sprechen, weiter einzutreten, ist jedoch hier nicht am Platze. Die Leser der „Schweiz" hatten ja Gelegenheit, „Das Wunder" wie „Kinder der Seele" kennen zu lernen, bevor die Romane auf dem Büchermarkt erschienen sind. Eine plastische, lebensvolle Gestalterin ist Irma Goeringer, eine elegante, geistvolle Erzählerin; vielleicht ist ihr Stil etwas zu konversationsmäßig elegant, die Sprache zu sehr nur bloßes Ausdrucksmittel ohne künstlerischen Selbstzweck. Vielleicht tritt die Tendenz hie und da etwas zu stark in den Vordergrund, als ein Kunstwerk reiner Natur es erlauben würde — aber wieviel der klaren und tiefen Gedanken finden wir da, der tapfern resoluten Auseinandersetzungen, welch einen kräftigen Willen zu Aufklärung und Nächstenhülfe! Und noch etwas — wir haben es an anderer Stelle bereits gesagt — gibt den Werken der jungen, willenskräftigen und geistreichen Schriftstellerin in unsern Augen einen besondern Wert: die tiefgründige Liebe zur menschlichen Natur, das milde Verstehen für menschliches Wesen und menschliche Schwächen bei unerbittlicher Strenge in Beurteilung des Trüben und Verkehrten in den menschlichen Verhältnissen. Wenn Irma Goeringer einen individuellen Stil auch noch nicht geprägt hat und ihre Werke — besonders die umfangreichern wie die vorliegenden Bücher — gelegentlich der künstlerischen Ausarbeitung noch entbehren, im Denken ist Irma Goeringer jeglichem Dilettantismus fern. Sie ist gewohnt, die Probleme kräftig anzupacken und die Gedanken mit strenger Konsequenz zu Ende zu denken.

Kristallhell ist die Luft in Irma Goeringers Welt und läßt die Dinge klar und deutlich erkennen; etwas Düsteres und Stimmungsschweres aber liegt in den Dichtungen von Johanna Siebel, und tiefe Sehnsucht, Schmerz und ein glühendes Verlangen nach sinnenfrohem Auskosten des Lebens sind die dominierenden Töne. Am besten liegt Johanna Siebel die Skizze. Sie versteht es in kurzen Zügen, aber satten und schweren Farben die Tragödie eines Frauenlebens zu entwerfen, und eine reiche Fülle von tiefen und ernsten Problemen aus dem Seelen- und Liebesleben des Weibes steht ihr zu Gebote, eine so reiche Fülle freilich, daß sie der noch jungen Schriftstellerin gelegentlich zur Klippe wird. Die Menge der andrängenden Gedanken und Motive, die zur Gestaltung locken, verleitet einen schaffensfreudigen Autor eben leicht zur Vielschreiberei, und dies ist die Gefahr, vor der sich unsere begabte Schriftstellerin ernstlich in acht nehmen muß. Gerade die vorliegende



**Johanna Siebel** (Phot. E. Ruf, Zürich).

erste Buchpublikation, „Parabeln und Gedichte" von Johanna Siebel*), läßt uns nicht ohne Bedenken, obschon dieses Buch gewiß an tiefen Gedanken, an Farbenglut und reinem poetischem Empfinden nicht arm ist. Daß die Parabel der tiefsinnigen, zum Symbolischen hinneigenden Verfasserin der unsern Lesern bekannten Skizzen besonders nahe liegen mußte, ist klar; aber die Parabel ist ein feines Ding, das hart an den Grenzen des Trivialen und unbewußt Komischen liegt, die sich nur mit feinstem Takte und wohlabgewogener Kunst umgehen lassen. Daß Johanna Siebel diese Grenzen oft überschritten hat, daß auch die inhaltlich und poetisch niemals unbedeutenden Gedichte formell oft so unbefriedigt lassen und daß die im allgemeinen schöne und künstlerisch behandelte Sprache oft durch geschmacklos überladene und sentimentale gemeinplätzliche Ausdrücke unangenehm gestört wird, können wir nur einem Umstande zuschreiben: die Autorin nimmt sich nicht Zeit genug, das tief Empfundene und klar Gedachte auch künstlerisch in sich ausreifen zu lassen. Das ist ja überhaupt der Jammer unserer druckwütigen Zeit, daß sie von jedem, der einmal unter die Schriftsteller gegangen, sein jährliches Buch verlangt. Da soll es einen dann wundern, daß man in der einen kleinen Rundschau immer und immer dasselbe wiederholen muß: Schade, daß der Inhalt nicht die entsprechende Form gefunden! Denn darüber darf man sich nicht täuschen: was das Geschriebene am Leben erhält, ist denn doch in erster Linie die Form.

(Fortsetzung folgt).

*) Straßburg, Verlag von Joseph Singer, 1906.

# Philippine von Struve.

Mit Bildnis.

In Zürich starb in der Nacht vom 2. zum 3. Januar als siebenundneunzigjährige Greisin und zugleich als älteste Einwohnerin dieser Stadt die Schwester des Freiheitskämpfers Gustav von Struve, Philippine von Struve. Sie war ein seltenes Beispiel von Rüstigkeit und Geistesfrische; sie wußte nicht nur anregend zu erzählen, sondern widmete auch noch bis in die jüngste Zeit als eifrige Musikfreundin täglich ein bis zwei Stunden dem Klavierspiel. Philippine von Struve hat in ihrem Leben viel gesehen und erfahren, und wenn sie begann ihre Erinnerungen zu schildern, konnte man dem fesseln-